

Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf, Hildegard Theobald (Hrsg.): **Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime.** Soziale Welt, Sonderband 20, Baden-Baden: Nomos 2014, 468 S., € 89,00

Das Thema »Care« in das Zentrum der soziologischen Debatte zu rücken, ist das erklärte Ziel der Herausgeberinnen dieses Sonderbandes einer allgemeinen soziologischen Fachzeitschrift. Im Zentrum feministischer Gesellschaftsdiagnosen, Sozialpolitikanalysen und Familienforschung steht das Thema schon lange, wie auch die beiden Themenhefte der »Feministischen Studien« (2000 und 2014) zeigen. Es ist das ausdrückliche Ziel der Herausgeberinnen, die bestehenden Rezeptionssperren gegenüber deren Ergebnissen durch eine »Neuvermessung« dieses Forschungsfeldes zu vermindern.

Um neu vermessen werden zu können, muss der Gegenstandsbereich »Sorge« zumindest abgesteckt werden. Schon in der Einleitung wird das Dilemma deutlich: Wie eingrenzen, was sich als gesellschaftliche und individuelle Aufgabe, als Selbstsorge und Fürsorge, als bezahlte und unbezahlte Arbeit und eben nicht nur als Arbeit, sondern auch als Haltung und (Selbst-)Beziehung darstellt? Die Herausgeberinnen haben sich dafür entschieden, gerade diese »Breite« darzustellen, um die unterschiedlichen Aspekte zur Geltung kommen zu lassen. In die Tiefe gehen sie in den vier Kapiteln, in die der Band aufgeteilt ist. Das erste Kapitel »Sorge als Grundlage moderner Gesellschaften« konzentriert sich auf gesellschaftstheoretische und sozialdiagnostische Perspektiven des Themas, das zweite »Sorge und Sorgearbeit in Alltag, Biographie und Gesellschaft« fokussiert auf die Praktiken und Haltungen der Akteure unter den zuvor analysierten gesellschaftlichen Bedingungen. Das dritte Kapitel »Wandel von Go-

vernancemustern und die Organisation von Sorgearbeit« behandelt die Veränderungen in den Regulierungen der (professionellen) Sorgearbeit und im abschließenden vierten Kapitel »Sorge, Sorgearbeit und Sorgeregime« steht die wohlfahrtsstaatliche Gestaltung in verschiedenen Ländern bzw. im internationalen Vergleich im Mittelpunkt.

Bei insgesamt 26 Beiträgen kann es nicht das Ziel dieser Besprechung sein, alle Beiträge einzeln zu würdigen. Wir haben uns daher entschieden, eher summarisch den Tenor der jeweiligen Kapitel darzustellen, um die Zielsetzung der »Neuvermessung« kritisch zu bewerten.

Im ersten Kapitel wird Sorgen und Versorgtwerden als ein spezifisch moderner Anspruch auf ein »gutes bzw. gelingendes« Leben vorgestellt, der jedoch im Widerspruch zur kapitalistischen Verwertungslogik steht. Dabei sind zwei Argumentationslinien erkennbar: Ausgehend von den Verwertungsbedingungen des Kapitalismus wird die Verdrängung, Abwertung und Rationalisierung der Sorge beschrieben (*Cornelia Klinger, Regina Becker-Schmidt, Klaus Dörre u. a., Brigitte Aulenbacher / Maria Dammayr*). Oder Care wird im Sinne einer Bedürftigkeit aller Menschen als Schlüsselkategorie gesellschaftlicher Organisation zum Ausgangspunkt der Überlegungen zu einer fürsorgenden Gesellschaft (*Joan Tronto, Martha Nussbaum, Ute Gerhard*). In allen Beiträgen wird ausführlich Bezug genommen auf die Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung, daneben wird an Konzepte »soziologischer Klassiker« zur Arbeitsteilung bzw. Kapitalismuskritik angeknüpft. Die sozialdiagnostischen Ansätze zeigen, dass Aspekte der Lebenssorge nicht mehr einfach verdrängt, sondern Vermarktungsbedingungen unterworfen werden: als »Selbsttechnologien«, die die Beschäftigungsfähigkeit steigern sollen und durch Rationalisierungs- und Polarisierungsten-

denzen sowohl in der bezahlten wie unbezahlten Arbeit. Dies stellt, so das einhellige Fazit der verschiedenen Beiträge, keine Aufwertung der Sorgetätigkeiten und -bedürfnisse dar, sondern verletzt die notwendige Ganzheitlichkeit der Tätigkeiten und vernachlässigt ein wesentliches Moment von Care: die Unberechenbarkeit von Bedürftigkeit. Erst wenn die Bedürftigkeit aller Menschen grundsätzlich anerkannt wird, lässt sich die soziale Ungleichheit zwischen »bedürftigen« und »fähigen« Menschen bzw. »schmutzigen« und »pflegenden« Tätigkeiten und im Zugang zu Versorgungsleistungen überwinden (*Tronto*). Diese Anerkennung stellt die Grundlage für die Definition menschenwürdiger Garantieleistungen für gerechte Teilhabe dar, die *Nussbaum* verfassungspolitisch am Beispiel der Rechte für Behinderte in den USA und *Gerhard* am Beispiel des Kampfes zivilgesellschaftlicher Initiativen für ein Bürgerrecht auf Sorge (als empfangende und gebende) auf europäischer Ebene erläutern. Damit lenken sie den Blick von der theoretischen Diagnose auf die Frage nach verfassungs- und sozialpolitischen Veränderungen und nach den AkteurInnen solcher Prozesse.

In stimmiger Abfolge fokussiert der zweite Abschnitt auf der Basis empirischer Studien auf die Praktiken und Haltungen der Akteure unter den zuvor analysierten gesellschaftlichen Bedingungen, enthält aber leider nur wenige Beiträge und bleibt deshalb etwas punktuell. *Ursula Apitzsch* leuchtet insbesondere die »Entsorgung« von Sorgearbeit entlang von Armutsgrenzen aus. Durch die »unfertige Revolution im Geschlechterverhältnis« verfestigen sich bestehende Machtverhältnisse in den Dimensionen Gender, Schicht und vor allem auch Ethnie. Die Tendenz zur Aufwertung von Erwerbsarbeit führt zu einer weiteren Abwertung von Care – insbesondere im Privaten und auch durch die Frauen selber. Als einzige weist *Apitzsch*

auf die biografische Dimension von Care hin und bringt so die Aspekte Reziprozität und Generation ins Spiel: sowohl Care-Bedarfe als auch Care-Fähigkeiten verändern sich im Lauf des Lebens. Ebenfalls für einen ganzen Forschungsstrang steht der Beitrag von *Michael Meuser*, er untersucht den Zusammenhang von Care und Männlichkeit am Beispiel involvierter Vaterschaft. Wie wichtig die Einbeziehung einer geschlechtersoziologischen Männerforschung sein kann, zeigt sich in seinen Analysen daran, dass gängige Perspektiven auf den abwesenden Vater gegen den Strich gebürstet werden: durch seine These, dass die Feminisierung von Care von der Frauenforschung reproduziert wird, indem dort fürsorgliche Praxen von Vätern stereotyp als quantitativ vernachlässigbar beschrieben werden, durch die Beschreibung der Umkehrung des hierarchischen Verhältnisses zwischen Müttern und Vätern im »maternal gate keeping« sowie durch die Bemühungen, Care mit Männlichkeit in Einklang zu bringen.

Die anschließenden Beiträge von *Birgit Pfau-Effinger und Thorsten Euler*, *Monica Budowski und Sebastian Schief* sowie von *Helma Lutz und Ewa Palenga* hätten ebenso gut dem stärker auf Wohlfahrts- bzw. Care-Regime ausgerichteten Kapitel 4 zugeordnet werden können. Ihre zentralen Aussagen sind gleichwohl von großer Bedeutung. Sie richten sich auf die Frage der Geschlechterkultur und der kulturellen Familienmodelle in unterschiedlichen Ländergruppen und belegen einerseits die Persistenz kultureller Differenzen entlang bestimmter Entwicklungspfade, andererseits aber auch ihren sozialen und generationellen Wandel. Die Untersuchung sozioökonomisch prekär lebender Haushalte in Chile, Costa Rica und Spanien bestätigt die shock-absorber-Funktion von Frauen und Familien in Krisenzeiten, zeigt aber auch die hohe Bedeu-

tung der Welfare-Regime für die Alltagspraktiken. Gleiches gilt für die Untersuchung der Care-Migrantinnen im geteilten Europa (*Lutz und Palenga*), doch wird die transnationale Dimension der Care-Krise hier besonders scharf analysiert und die Widersprüchlichkeit der EU-Strategie des adult-worker-models zu den weithin dominanten kulturellen Geschlechter-Kodizes auf den Punkt gebracht.

Im dritten Kapitel wird in vielen Facetten auf empirischer Ebene entfaltet, wie die im nationalen Kontext unterschiedlichen sozialpolitischen Reformen (*Ellen Kuhlmann und Christa Larsen* für die Pflege im europäischen Vergleich, *Peter Hammerschmidt* für die Soziale Arbeit in Deutschland) und die Globalisierung (z. B. *Michael Fine* für die Altenpflege in Australien) in den Feldern beruflicher Sorgearbeit zu neuen Steuerungsmustern und Arbeitsanforderungen führen. Bedeutsam für die Frage der Professionsentwicklung ist dabei, wer mit welchem Ziel Veränderungen erzeugt. Professionalisierung findet eher auf der Basis des Managements von Care statt, ist also gleichbedeutend mit einer tendenziellen Abkehr vom Kern interaktiver, praktischer Sorgearbeit. Dies könnte eine weitere Segmentierung von Beschäftigungsgruppen zur Folge haben. Da Care sektoral und funktional differenziert erfolgt, ist v. a. auch die Frage bedeutsam, wie in dem zumeist vorfindbaren Mix von bezahlter und unbezahlter Arbeit die unterschiedlichen Logiken (familiäre, gemeinwirtschaftliche, bürokratische, marktliche) auf einander bezogen werden und zusammenwirken. Ob sich daraus neue Grenzziehungen und v. a. geschlechterbezogene Umverteilungen ergeben, prüfen z. B. *Birgit Riegraf und Romy Reimer* an Wohn-Pflege-Gruppen, die außerhalb, aber mit starker Beteiligung von Angehörigen die Langzeitunterstützung alter Menschen organisieren.

Wie wichtig für die Praxen von Sorge und Sorgearbeit ein genauer Blick auf die jeweiligen Care-Regime ist, zeigen die im vierten Kapitel besonders zahlreichen Ländervergleiche und Länderstudien. Exemplarisch sei hier auf den Beitrag von *August Österle* verwiesen. Er macht deutlich, dass die unzureichenden Langzeitpflegepolitiken der neuen postkommunistischen EU-Mitgliedsstaaten in Mittel- und Osteuropa vor dem Hintergrund eines ausgeprägten »family care model« zu verstehen sind. Interessanterweise ist dies jedoch für die Pflege relevanter als für die Kinderbetreuung. Und trotz Clusterung einer solchen Ländergruppe verweisen erklärungsbedürftige Ausnahmen wie etwa Slowenien oder Tschechien auf die Notwendigkeit eines sehr genauen Blicks auf das Zusammenspiel von Kultur, Institutionen und Ökonomie. Andere Beiträge – wie z.B. die von *Hildegard Theobald* oder *Erna Appelt und Eva Fleischer* – sind stärker konzeptionell ausgerichtet und beleuchten entweder im Ländervergleich das Phänomen der Intersektionalität oder aber die widersprüchliche Modernisierung eines konservativen Sorgeregimes wie Österreich. Und wenngleich für die Analyse der Altenbetreuung in Japan immerhin noch die in Schweden entwickelte Dimensionen (*Saito*) tauglich scheinen, verweist der Blick auf das Sorge-Regime in Südafrika auf Grenzen einer in und für Europa entwickelten Wohlfahrtsstaatsforschung, insofern als zumindest die Mehrheit der afrikanischen Bevölkerung nach wie vor sowohl finanziell als auch praktisch weitgehend durch Verwandte versorgt wird, sich diese Netze aber durch den Rückzug der patrilinearen Linie in sich drastisch verändert haben.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass es den Herausgeberinnen und Autor_innen gelungen ist, Care als ein globales und transnationales Thema aufzufächern. Dabei wird deutlich, dass Reproduktionskri-

sen zwar ein globales Phänomen sind, sich jedoch jeweils andere Aspekte »aufdrängen«: In den entwickelten Wohlfahrtsstaaten sind es Fragen nach der Qualität, den Arbeitsteilungsmustern und Arbeitsbedingungen und ihren gesellschaftlichen Folgen für die soziale Ungleichheit. Im globalen Süden und in einigen »Entsendestaaten« der Care-Migrant_innen geht es dagegen um existentielle Unterversorgung mit Care. Zudem wird deutlich, dass die unterschiedlichen »Zuständigkeiten« für Versorgung und Fürsorge zwischen Privatheit, Staat, Markt und bürgerschaftlichem Engagement im Rahmen von Sorgeregimen höchst unterschiedliche Folgen für Geschlechter- und Generationenverhältnisse zeitigen. Der Tenor der Beiträge ist durchweg kritisch und besorgt, spiegelt den gesellschaftlichen Problemdruck. Die Analysen enthalten auch mehr oder weniger entwickelte Visionen einer lebensdienlichen Gesellschaft, sind jedoch überwiegend in Bezug auf, die politischen Umsetzungsmöglichkeiten eher skeptisch. Eine Vermessung des Themas ist in weiten Teilen gelungen, wenngleich viele Aspekte so neu nicht sind (wie etwa die Bedeutung einer Kultur oder eines Welfare-Regimes für Care). Die kompakte Zusammenstellung und der weitgehend gelungene Versuch der Sortierung der Beiträge machen den Wert des Bandes aus. Auch wenn nicht immer zwingend ist, warum welche Länder ausgesucht wurden, öffnet sich doch durch die Vielfalt der Blick und fordert zu weiteren, noch systematischeren Vermessungen auf. Hierzu gehören auch nächste Schritte, z.B. an schärferen Begriffen zu arbeiten, interdisziplinär zu forschen, Männlichkeit in den Themenkanon von Care aufzunehmen, die Perspektive der Care-Receiver vermehrt einzubeziehen sowie vor allem auch Diskurse stärker in Bezug zueinander zu setzen: zum Beispiel den um die Ethics of Care, den Ausbau öffent-

licher Care-Leistungen, die EU-Beschäftigungsstrategie, die Krise von Wohlfahrtsstaat und Kapitalismus und die Grenzen der Warenförmigkeit menschlicher Fähigkeiten und Bedürfnisse.

Angelika Diezinger und Karin Jurczyk